



Maurizio Bettini

---

**WURZELN**

**DIE TRÜGERISCHEN MYTHEN  
DER IDENTITÄT**

---

KUNSTMANN

eine Vielzahl von – durchaus mehrdeutigen – Bildern und Vorstellungen, die diesen Bezug zur Erde oder zu einem bestimmten Landstrich enthalten. Sie sind Ausdruck einer Weltsicht, in der Tradition und Identität zu Merkmalen werden, die man mit der Luft des Ortes einatmet, an dem man geboren ist; die man mit dem Wasser aufnimmt, das man trinkt, und mit der Nahrung, die man isst.

So argumentiert bereits Umbricius in der dritten *Satire* Juvenals. Er betrachtet sich nur deshalb als einen »echten« Römer, weil er in seiner Kindheit die Luft des Aventin geatmet und sich von den Oliven genährt hat, die in sabinischer Erde wachsen.<sup>6</sup> Was ihn, wie er glaubt, dazu berechtigt, die Juden gering zu schätzen, die den heiligen Hain der Camenen gepachtet haben, oder die unaufrichtigen und betrügerischen Griechen, von denen die Stadt voll sei.<sup>7</sup> Doch Umberto Bossi und die Anhänger der Lega Nord argumentieren nicht viel anders als Umbricius, wenn sie das reine Wasser aus den Quellen des Po beschwören. Und auch die Verteidiger unserer kulinarischen Wurzeln ähneln Umbricius, wie wir noch sehen werden. Auch bei ihnen verschmelzen Tradition und sprudelndes Wasser, Identität und die Produkte »unseres« heimischen Bodens zu einem großen symbolischen Ganzen. Als Anhänger der Lega Nord erklärten, zum Abschluss ihrer Protestaktion gegen die Errichtung einer Moschee in Lodi bei Mailand ausgerechnet auf dem vorgesehenen Baugelände eine Messe feiern zu wollen, ging es ihnen gleichfalls um den heimischen Boden.<sup>8</sup> Tradition und Identität einer Gruppe zu schützen und zu verteidigen war für sie gleichbedeutend damit, den Boden vor möglichen »Verunreinigungen« zu bewahren. Wie wir aus der Geschichte wissen, können solche symbolischen Konstrukte – Wurzeln, Identität, Tradition, Erde – von einem Instrument der politischen Auseinandersetzung schnell zu tödlichen Waffen von Krieg und Gewalt werden. Man denke nur an die katastrophalen Folgen des identitären Denkens im ehemaligen Jugoslawien, ein Konflikt, der bis heute schwelt.

Doch kehren wir zu den »christlichen Wurzeln Europas« zurück und stellen uns einen Augenblick vor, die Debatte über den Wortlaut der Präambel der europäischen Verfassung hätte zu dem von Italien, Polen und Irland gewünschten Ergebnis geführt, und anstelle eines allgemeinen Verweises auf das »kulturelle, religiöse und humanistische Erbe Europas« wären die »christlichen Wurzeln« des europäischen Kontinents beschworen worden. Um wie viel schwieriger wäre es dann, all die Menschen als Teil Europas und seiner Kultur einzugliedern, die diese vermeintlichen Wurzeln nicht teilen. Wem könnten wir sie assimilieren? Vielleicht den Vögeln, die sich auf den Zweigen des Baumes niederlassen, der aus diesen Wurzeln gewachsen ist? In der Hoffnung, dass sie – wie die Zugvögel – wegfliegen, wenn die Zeit gekommen ist.

## Tradition wird vermittelt

Eine »horizontale« Metapher könnte uns mit der Vorstellung vertraut machen, dass Tradition kein vertikales Geflecht von Wurzeln – oder der Abstieg von einem vermeintlichen Gipfel – ist, sondern ein vielgestaltiges Ensemble unterschiedlicher Lebensweisen. Tradition ist ja nicht etwas, das aus der Erde kommt, das man isst oder atmet oder das von bestimmten Höhen zu uns herabsteigt, sondern zuallererst etwas, das konstruiert und *erlernt* wird. Ohne die beständige Mühe des Vermittelns und Erlernens verschwindet jede Tradition schon in kurzer Zeit. Nehmen wir als Beispiel die christliche Tradition und Identität der Italiener, die so vielen Politikern und Intellektuellen am Herzen zu liegen scheint.

In einem Lateinseminar an der Universität Siena bat ich vor ein paar Jahren meine Studenten, zu erklären, was das Wort »Tabernakel« bedeutet. Nur drei von dreiundvierzig Studenten hatten überhaupt eine vage Vorstellung davon, dass es sich um einen kleinen Behälter mit der geweihten Hostie handelt, der sich in katholischen Kirchen zumeist auf dem Altar befindet. Dass mir diese Wissenslücke meiner Studenten überhaupt auffiel, hat einen kuriosen Grund. Es ging um die Übersetzung des Satzes *Achilles cithara in tabernaculo se exercebat*, »Achilles übte sich in seinem Zelt auf der Leier«. Viele Studenten hatten übersetzt: »Achilles übte sich im Tabernakel auf der Leier.« Natürlich hatte ich eine Bemerkung über die ulkige Situation gemacht, dass Achilles gezwungen sein sollte, die Leier in einem Tabernakel zu spielen, allerdings hatte fast keiner gelacht. Zu meiner Zeit als Student an der Universität hätten wir die Vorstellung von einem im Tabernakel eingeschlossenen Achilles alle oder fast alle lustig gefunden. Aber meine Generation hatte in ihrer Kindheit den Katechismus studiert und am Sonntag mit ihren Eltern die Messe besucht, wir wussten also, was ein Tabernakel ist. Viele in den Achtziger- und Neunzigerjahren geborene Kinder wurden jedoch nicht mehr in der katholischen und christlichen Kultur erzogen und waren deshalb auch nicht mehr mit den Grundelementen

der christlichen Messfeier vertraut. Man fragt sich also, wo die viel beschworene christliche Tradition und die christliche Identität Italiens geblieben sind, wenn vierzig von dreiundvierzig Studenten nicht wissen, was ein Tabernakel ist. Und ich frage mich auch, warum Leute, die nicht wissen, was ein Tabernakel ist, sich darüber aufregen sollten, wenn irgendwo eine Moschee gebaut wird.

Tatsache ist, dass Traditionen – wie jeder andere Bereich der Wissensüberlieferung – von bestimmten Weichenstellungen der Akkulturation, der Erziehung und des Lernens abhängen. Dies ist wohl der Grund dafür, dass die katholische Kirche Italiens so entschieden am schulischen Religionsunterricht festhält. Ohne den Religionsunterricht würde die christliche Tradition der Italiener noch schneller schwinden, als es ohnehin der Fall ist. Eine Tradition schöpft ihre Kraft nicht in erster Linie daraus, dass sie aus der Vergangenheit kommt, wie man zu glauben geneigt ist und wie uns immer wieder gesagt wird. Entscheidend ist vielmehr, dass ihre Inhalte auch in der Gegenwart weitergegeben werden. Manchmal wird sogar ganz neu damit begonnen, bestimmte Inhalte zu vermitteln. In diesem Fall spricht man von erfundenen Traditionen.<sup>1</sup> Ein weitverbreitetes Verständnis von Tradition geht, vereinfacht gesagt, davon aus, dass eine Tradition umso beständiger sei, je älter sie ist oder – um bei der Metapher zu bleiben – je weiter ihre Wurzeln in die Vergangenheit zurückreichen. Doch ganz so ist es nicht. Eine Tradition ist umso beständiger, je stabiler der Rahmen ist, von dem sie in der Gegenwart getragen wird: das heißt, je öfter wiederholt und *gelehrt* wird, dass sie stark ist und weit in die Vergangenheit zurückreicht. Selbst die Militanten von der Lega Nord – die sich, je nach politischer Opportunität, mal mit der keltischen und mal mit der langobardischen Tradition, mal mit der Tradition der mittelalterlichen Kommunen Italiens und dann wieder mit der christlichen Tradition ganz allgemein identifizieren<sup>2</sup> – hätten Schwierigkeiten, sich auf eine Tradition zu berufen, wenn es keine Geschichtsbücher für den Schulunterricht gäbe.

Tradition wird eingeübt, sie wird erlernt. Und damit ist sie unauflöslich mit der Schrift verbunden. Wir sind an dieses Notationssystem so sehr gewöhnt und halten es für so selbstverständlich, dass wir seinen enormen Einfluss auf die Dynamik kultureller Prozesse gar nicht ermessen können. Und doch wären auch die Traditionen des sogenannten Padanien kaum überlebensfähig, gäbe es keine schulischen Geschichtsbücher und keine Sammlungen von Kinderreimen, die von den Gelehrten des 19. Jahrhunderts zusammengetragen (oder erfunden) wurden. Mit anderen Worten: keine *Schrift*, in der die Vergangenheit aufgezeichnet und dokumentiert wird. Dass es sich dabei auch um ungenaue oder sogar falsche Aufzeichnungen handeln kann, ist natürlich eine andere Geschichte. Im Übrigen hätten wohl nicht einmal die Römer ohne die Literatur – insbesondere die Schriften griechischer Autoren (Florence Dupont erwähnt unter anderem Dionysios von

Halikarnass) jener Epoche, in der Roms Bedeutung wuchs – einen ganzen Komplex mehr oder weniger legendenhafter Ursprünge für sich reklamieren können.<sup>3</sup>

Um zu ermessen, wie groß der Einfluss der Schrift und deren Gebrauch auf die Grundlegung von Tradition und Identität ist, braucht man sich nur Bevölkerungen anzuschauen, die erst Jahrhunderte oder Jahrtausende später als der Westen anfangen, ein Alphabet zu benutzen. Ein Beispiel ist Neukaledonien. Diese zwischen Frankreich und Großbritannien lange umkämpfte Insel kam 1853 in französischen Besitz; ab 1864 war sie vierzig Jahre lang eine Strafkolonie. Mit der westlichen und asiatischen Einwanderung schrumpfte die melanesische Urbevölkerung der Kanaken, und ihre Kultur geriet zunehmend unter europäischen Einfluss. Ab 1985 jedoch forderte die von Jean-Marie Tjiabaou gegründete Front de Libération Nationale Kanak et Socialiste (FLNKS; Kanakische sozialistische Front der nationalen Befreiung) die Unabhängigkeit des Landes und die Schaffung eines Staates Kanaky. Die politischen Geschehnisse Neukaledoniens – die unter anderem durch die tragische Ermordung Tjiabaous im Jahr 1989 geprägt sind – brauchen uns hier nicht weiter zu interessieren. Entscheidend für uns ist etwas anderes.

Mitte der 1930er-Jahre führten westliche Ethnologen in Neukaledonien eine bis dahin unbekannte Praxis ein: die Schrift. Und sie fingen an, lokale Mythen und Geschichten zu erforschen und zu sammeln. Diesem Beispiel folgend, begann bald auch die indigene Bevölkerung, ihre Mythen schriftlich niederzulegen – Geschichten, in deren Mittelpunkt das Volk der Kanaken stand. In den 1970er-Jahren machten sich melanesische Intellektuelle unter dem charismatischen Einfluss Tjiabaous ans Werk, auf der Grundlage dieser schriftlichen Dokumente eine Identität des Volkes der Kanaken zu rekonstruieren – oder vielmehr zu konstruieren – und eine Tradition zu begründen. So entstand die Figur Kanaké («Mensch»), der Eingeborene, der Urvater aller Kanaken. Unter Rückgriff auf die bekannte Metapher könnten wir sagen, dass Kanaké und der mit dieser Figur verknüpfte Fundus an mythologischen Erzählungen heute die Wurzeln der kanakischen Identität bilden. »Vor unseren Augen wird hier eine Geschichte erfunden, halb Mythos, halb Erinnerung. Sie ähnelt der Geschichte, die sich das Frankreich genannte Land des 14. Jahrhunderts gibt, mit Mönchen, die die Kunst des Schreibens und der Kalligrafie beherrschen, und dem Hof eines kleinen Königs.«<sup>4</sup>

## Rekonstruktion von Erinnerung

Die Vermittlung und Weitergabe einer Tradition hat also in der Schrift einen mächtigen Verbündeten. Aber, so könnte man einwenden, ist denn Tradition nicht etwas, was von der *Erinnerung* bewahrt wird? Damit sind wir bei einem anderen Thema, das in unserer kulturellen Debatte immer wieder zur Sprache kommt: dem kollektiven Gedächtnis, das oft im Zusammenhang mit Schlagworten wie Erinnerungsverlust, Macht der Erinnerung oder Gedenktage auftaucht. Wenden wir uns also der Frage von Gedächtnis und Erinnerung zu. Ich möchte behaupten, dass zwischen dem Erinnern und dem Erlernen einer Tradition gar kein so großer Unterschied besteht, wie man gemeinhin denkt.

Die Begriffe »Erinnerung« und »Gedächtnis« werden meist so verwendet, als seien sie klar und eindeutig definiert. Maurice Halbwachs hat jedoch schon vor Jahrzehnten dargelegt, dass es neben dem individuellen Gedächtnis noch zwei weitere Formen der Erinnerung gibt:<sup>1</sup> das kollektive Gedächtnis, ein internes Phänomen, das die Erinnerungen einer bestimmten Gruppe beschreibt; und das historische Gedächtnis, ein externes Phänomen, das die vielen kursierenden Erinnerungen zu einem einheitlichen Muster verbindet. Halbwachs beschrieb das historische Gedächtnis im Bild eines »Ozeans, in den alle Teilgeschichten einmünden«.<sup>2</sup> Das individuelle und das kollektive Gedächtnis basieren auf unterschiedlichen Bezugsmodellen. Die Erinnerungen einer Gruppe (deren kollektives Gedächtnis) sind an die physische Präsenz der Mitglieder dieser Gruppe gebunden, aber auch an soziale Rahmenbedingungen, an die sich diese Erinnerungen anlagern können. Das historische Gedächtnis dagegen ist von Gruppen und äußeren Bedingungen unabhängig; ja, es entsteht erst in dem Moment, da die lebendige Tradition der Erinnerung einer Gruppe bereits verloren zu gehen droht.

Für unsere Ausgangsfrage nach der Beziehung zwischen Tradition und Erinnerung ist besonders die Dimension des kollektiven oder Gruppengedächtnisses interessant; das seinerzeit von Halbwachs vertretene Konzept des historischen Gedächtnisses wird heute als